

**Cornelia Gurlitt.**

**Krankenschwester und Malerin in Wilna 1915-1918.**

**Der andere Blick: Kunst im Dienst von *Rachmones***

„*Rachmones*, Barmherzigkeit (von hebr. *rachmanut*, Wohltat] ist die Grundlage der ethisch höheren Form jüdischer Wohltätigkeit, der *gemilut chasidim*. Man soll am Schicksal des anderen teilnehmen, sein Leid und seine Not mitfühlen. Als eine religiöse Notwendigkeit sahen schließlich die *chasidim* die Armut, da sie Wohltätigkeit ermöglichte“<sup>1</sup>, schreibt Desanka Schara. Neben der Bedeutung von der „Jüdischen Pflicht zur Barmherzigkeit und Mildtätigkeit“, dem jüdischem Gemeinsinn, verweist Hans Peter Altmann auf Inhalte im Sinne von „Elend, dem die menschliche Zuwendung gilt, und den Menschen in solch erbärmlichen Zustand“<sup>2</sup>.

In Ober Ost waren seinerzeit zwei chassidische Erscheinungsformen, ein mehr volkstümlicher, der litauische Chassidismus und ein intellektualistischer Chassidismus zu finden.<sup>3</sup> „Spirituelle Aufgaben“<sup>4</sup> standen in der chassidischen Gemeinschaft im Vordergrund. Dem Chassidismus gegenüber standen die Maskilim, die jüdischen Aufklärer, die das jüdische Intellektuellenleben von Vilnius prägten, nämlich die „gebildeten Juden [...] mit Kenntnissen neuer weltlicher jüdischer und europäischer Literatur“.<sup>5</sup> Sie „kämpften [...] mit beißenden Satiren“<sup>6</sup> gegen den Chassidismus.

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war Wilna Zentrum der jüdischen Publizistik in Osteuropa mit einem bemerkenswerten jüdischen Presse- und Verlagswesen.<sup>7</sup> Die deutschen Juden, so hieß es, sehnten und glaubten in Osteuropa und Wilna ein authentisches Judentum vorzufinden. Über die litauischen Juden äußerte sich Arnold Zweig, der im Juli 1917 im Pressedienst des Hauptquartiers Ober Ost u. a. auch in Wilna tätig war, 1918: „Der jüdische Mensch ist unzerstörbar, unverzerrbar und unablenkbar auf Güte, Herzlichkeit und Offenheit gerichtet. Selbst in verworrensten und verführendsten Umständen bleibt er reiner.“<sup>8</sup> Andere blickten abschätzig auf die Chassidim. Deren Spiritualität, Frömmigkeit und Armut, aber ebenso deren Ausgelassenheit und Bräuche, stießen auf Ablehnung. Die Chassidim, reine Männergesellschaften, waren auf den materiellen Unterhalt der Frauen angewiesen. Viele Chassidim mussten im Ersten Weltkrieg fliehen.

Man darf heute von einer Wechselbeziehung zwischen den „verschiedenen jüdischen insbesondere jiddischen Kulturen in Berlin und Wilna“<sup>9</sup> sprechen.

*Rachmonis*, aus Barmherzigkeit, so benannte Cornelia Gurlitt ein Studienblatt (Abb. S. 13). Das allein verweist darauf, dass sie sich mit dem Chassidismus beschäftigt haben muss. Barmherzigkeit war ihr eine Herzensangelegenheit.

Cornelia Gurlitts Darstellung erlebter Realität im Lazarett in Wilna ist weit entfernt vom idealisierten Bild der Krankenschwester, wie wir diese auf dem Titelblatt *Im Lazarett, Kriegszeit – Künstlerflugblätter*<sup>10</sup>, Nr. 21, in der Lithografie *Die Schwester in Wachtfeuer, Künstlerblätter*<sup>11</sup>, Nr. 58, in der Zeichnung *Tannenbaracke I, Lazarett in Demmin, 1915* von Erich Büttner, Heft 201, oder der Urlaubsphantasie auf dem Blatt *Lazarett in Südende* von Oskar Nerlinger in Nr. 43<sup>12</sup>, finden. Für *Wachtfeuer*, eine illustrierte Kriegszeitschrift, herausgegeben vom Zirkel Verlag Berlin „für die einfacheren Gesellschaftsschichten konzipiert“<sup>13</sup>, war ihr Vater, Cornelius Gurlitt, tätig. „Der Wille auf Sieg“ ist sein Beitrag im Heft Nr. 1 betitelt. Auch Magnus Zeller, Hermann Struck und Walter Buhe, die wie Cornelia in Ober Ost Kriegsdienst leisteten, lieferten eifrig künstlerische Arbeiten für dieses Blatt. Aber zumeist in dem Sinne wie Oskar Wöhrle schrieb: „Die Fremden [...] die Herren Kriegsberichterstatter und die Herren Kriegsmaler [deren] Augen sollen aufpassen und das auffangen, was man unsere »Seele« nennt, damit sie denen daheim hübsch geschminkt, in wortbetriefter Tunke aufgetischt werden kann.“<sup>14</sup>

Cornelia war, wie viele andere, dem Aufruf gefolgt: „Von Deutschlands Frauen und Mädchen erwartet das Vaterland die gleiche Hingabe und gleiche Opferfreudigkeit wie von den Söhnen. Es gilt, den verwundeten und erkrankten Kriegern zu helfen, Not und Elend, die der Krieg im Gefolge hat, zu lindern. Treu unserer Pflicht: 'Im Kriegsfall Fürsorge für die Verwundeten und Kranken' auszuüben“<sup>15</sup>.

„Lazarettzeit lehrt nachdenken“<sup>16</sup>, heißt bei Oskar Wöhrle. „Die weißgekalkten Wände nageln der Kranken Gedanken alle auf einen einzigen Punkt fest. [...] wozu? [...] Sei gepriesen Fenster, daß du mir wieder einen Ausschnitt der Welt gibst! Sonnenhimmel. [...] Doch das Aufatmen dauert nicht lange. Der Blick der Ferne müde, bleibt schließlich auf den Elendshütten der Nähe haften. [...] Hat in diesen Hallen jemals Lachen gehalten?“<sup>17</sup>

Wilhelm Klemm    Lazarett

Stroh raschelt überall.  
Feierlich stieren die Kerzenstümpfe.  
Durch die nächtliche Wölbung der Kirche  
Irren Seufzer und gepreßte Worte.

Es stinkt nach Blut, Unrat, Rot und Schweiß.  
Unter zerrißnen Uniformen sickern die Verbände.  
Klebrige, zitternde Glieder, verfallene Gesichter.  
Halb aufgerichtet neigen sich sterbende Häupter.

In der Ferne donnert das Gewitter der Schlacht,  
Tag und Nacht, grimmig ernst klagt und murrts es –  
Und den Sterbenden, die auf ihr Grab geduldig warten,  
Halt es ins Ohr wie Gottes Worte.<sup>18</sup>



Ohne Titel. [Lazarett]. Lithographie. 200 x 150 mm (340 x 300 mm).  
u. l. Widmung: Für Hanns  
u. r. sign.: Eitl 17  
Vilna Gaon State Jewish Museum

Cornelias Lithografie entstand 1917 in Wilna. Sie war dort als Krankenschwester im Lazarett in Wilna-Antokol tätig. Von einer „Leugnung der Realität überfüllter Lazarette und [der] Hinwendung zum Idyll“<sup>19</sup> ist in ihrer Arbeit nichts zu entdecken. Die Krankenschwester, zu Kriegsbeginn noch Idealbild für viele Frauen, steht in Anbetracht der realen Kriegssituation alleingelassen, hilflos da. Im Ausnahmezustand.

Den Glauben an die diesseitige Welt hat sie, wie es scheint, verloren, der an die jenseitige steht in Frage.

Während das Titelblatt *Im Lazarett in Kriegszeit*, Künstlerflugblätter, wie Hannah Völker schreibt „die Lazarett-darstellung weder die Auswirkungen des Krieges [...] abbildet, noch den tatsächlichen Einsatz einer Krankenschwester in einer Notsituation zeigt. [Sondern] eine fast harmonisch und entspannt anmutende Szene [...], die dem Betrachter die reale Krisensituation vorenthält“<sup>20</sup>, setzte Cornelia die Auswirkungen des realen Kriegsgeschehens für Soldat und Krankenschwester drastisch ins Bild. Schnell war ihr klar geworden, welch ein scheußliche Sache der Krieg war. Ihr Anliegen war es, dem, was ihr widerfuhr, und das, was sie erlebte, Ausdruck zu verschaffen. Dabei blieb ihr Blick nicht an der Oberfläche haften, sondern sie entwickelte ein tiefes Gespür für Menschen in Not.



Im Lazarett, 1915, Anonym, Privatbesitz

Der Krankenschwester steht die Verzweiflung ins Gesicht geschrieben. Trotz aller Fürsorge und Empathie, die sie mitbrachte, hier dominiert Hilflosigkeit. Rechts und links hinter ihr sehen wir Verwundete. Sie selbst steht mit leeren Händen da. Allein. Wie kann sie so ihrer Pflicht der Barmherzigkeit gerecht werden? Unmöglich für sie eine „Rachmonis“, d. h. eine tätige Barmherzige, zu sein.

Dem Raum verleiht sie eine illusionistische Bildwirkung. Sie lässt ihn zum Himmel streben. Ihr bleibt nur noch der Glaube: Gott wird es richten. Ein Teller mit einem Krumen Brot für die hungernden Mäuler. Ein kleines flackerndes erleuchtendes

Kerzenlicht. Das spricht hier für eine religiöse Offenbarung und erscheint als „die Hoffnung auf ein besseres Jenseits, das die Kirche verbürgt [...] Und wollte man ihnen diese rauben, so würde man ihnen das einzige Lichtlein auslöschen, das ihren finstern Pfad zum Tod erhellt“<sup>21</sup>. So äußerte sich seinerzeit Herbert Eulenberg in Wilna über die Bevölkerung der Stadt. Die Versorgung der Armen war der Krankenschwester Cornelia ein Herzensanliegen.

Cornelia führt uns die Realität illusionslos vor Augen. Psychisches und physisches Leid erscheinen übermächtig. Trotz allem Einsatz, trotz aller Barmherzigkeit, Güte und Bereitschaft zur Hilfe, mangelte es ihr an Möglichkeiten zuzupacken. Dabei wollte ihr Herz immer da sein, wo es anderen nützen konnte.

Als die Arbeit sich anschickte, sie zu verzehren, und sie sich zu verlieren, da rief sie beherzt den Himmel um Hilfe.

Wo war der gütige, allmächtige Gott? Ihr Hilferuf erscheint als ein Akt der Selbstbehauptung, um noch im abgrundtiefen Gefühl des Ausgeliefertseins die Balance zu wahren. Ein Schutzwall war notwendig, der „die Türen zum Innern wohl verwahrt[e]“<sup>22</sup>. Ein Schutz, der einer Kapitulation vor der eigenen Ohnmacht vorbeute und zugleich die eigene Bedürftigkeit offenbart. Selbst eine noch so starke Frau musste Angst haben, gefressen zu werden, sich selbst zu verzehren. Wie sollte es auch anders sein.

Die Bilder sprechen von der eigenen Gefährdung. Sie fasste diese in Worte, beschrieb, dass es ihr zuweilen gelang, ihren Dienst „mit der linken Hand [zu machen], ohne das Herz allzu sehr in Mitleidenschaft zu ziehen“<sup>23</sup>. Und sie stellte fest: „Seither geht alles so leicht und glatt, und die Kranken haben mich vielleicht lieber als einst, da ich nicht dachte und träumte als sie.“<sup>24</sup> Ja, sie konnte helfen, ohne die Patienten-Perspektive zu übernehmen, ohne dabei den barmherzigen Blick zu verlieren. Angesichts dessen, was ihr im Lazarett und der Stadt begegnete, aber eben auch wegen ihrer ganz persönlichen Eigenart, dürfte es ihr unmöglich gewesen sein, eine Selbstbeschränkung konsequent einzuhalten, und die Balance zu wahren. Es blieb vielmehr ein Changieren zwischen Hingabe und Verweigerung. Da stand sich der Mensch Cornelia Gurlitt oft selbst im Weg.

Gespalten waren die Bedingungen vor Ort. Oskar Wöhrle, seinerzeit als Schriftleiter der 10. Armee in Wilna tätig, schrieb:

*„Die Stadt des Elends hat goldene Kuppeln. Lockend glänzen sie in die Ferne hin. In der Nähe schrumpfen sie zur Nichtgelegenheit zusammen, und in ihrem Schatten wachsen die Schandhäuser.*

*Die Stadt des Elends hatte prunkvolle Kaufhäuser, gefüllt mit Gütern aus der noch offenen Welt. Viel Lebensmittel gestapelt. Daneben aber in den lichtlosen Hausgängen hockt die Not und stuppt mit ihren dünnen Fingern den Kindern die Backen ein.*

*Die Stadt des Elends kennt Leute in Prunkkleidung. Gelbe Seide ist auf der Straße [25] häufiger, als drin im Park die gelben Wiesenblumen. Aber neben diesen seidebekleideten, wohlgepflegten Leibern stolpern Bettler, armselige Menschenbündel, denen der Hunger aus jeder Gesichtsfalte schaut.*

*Die Stadt des Elends hat tausend Namen und tausend Gestalten. In diesem einen Fall aber heißt sie Wilna.“<sup>26</sup>*

Der stellvertretende Leiter der Pressestelle Ober Ost, Hans Frenz stellte fest: „Nie kann es größere Armut und tieferes Elend auf diesem Stern gegeben haben, als wir hier im Wilnaer Ghetto zu sehen bekamen. Nie schwerere körperliche und seelische Not.“<sup>27</sup> Der Infanterist Erich Kuttner schrieb 1916: „Mit Schaudern betrittst du dieses Land und der Eindruck der Ärmlichkeit verläßt dich von Stund an nicht mehr.“<sup>28</sup>

Und Cornelia lässt uns wissen: „Diese Stadt hier – das ist unergründlich – die Armen und vor allem die Kinder, das ist wie wenn die Frucht vom Leben aufgebrochen wäre und Du

siehst schauernd in das Innere – unerhörte Not und so unendlich viel sehr Merkwürdiges.“<sup>29</sup>

Der Blick ins Innere ließ Cornelia erschauern, überschüttete sie mit Bildern und Eindrücken. Und wir sind ganz bei Charles Baudelaire, der uns in *Les fleurs du mal*<sup>30</sup> sagt:

*„Ces malédictions, ces blasphèmes, ces plaintes,  
Ces extases, ces cris, ces pleurs, ces Te Deum,  
Sont un écho redit par mille labyrintes;  
C'est pour les coeurs mortels un divin opium!“*

In den gegenwärtig verfügbaren Arbeiten tritt Cornelia lediglich in der folgenden Lithografie mit dem Symbol der Rotkreuz-Schwester, einem Kreuz, in Erscheinung.

Gleichwohl ist davon ausgehen, dass für sie ein anderes Thema im Vordergrund stand. Versuchen wir uns auf ihre Welt einzulassen und uns ihrer Zeichen- und Symbolsprache zu nähern. Es gilt den Details Aufmerksamkeit zu schenken. Sie betitelte selten ihre Arbeiten, setzte auf die Bildsprache.

Cornelia spricht in einigen ihrer Arbeiten über Religion und Religiösität. Als Vierteljüdin in einem christlichen Haus, „als kleiner Heide, ohne das geringste Gefühl für Philosophie oder Religion“<sup>31</sup> wie Hildebrand schrieb; aufgewachsen, traf sie in Wilna auf eine ostjüdische Existenz, die durchdrungen war von einem Leben in Frömmigkeit und bestimmt von der Bindung an ein göttlich zeitloses Gesetz. Sie war konfrontiert mit der fundamentalen Spannung zwischen westlichem Christentum und dem Ostjudentum. Ihr Interesse am Ostjudentum war religiös und spirituell, aber nicht nationaljüdisch motiviert. Die Ursprünglichkeit und das Nach-innen-gewandt-sein der Ostjuden weckte zudem ihr Interesse. Juden, die überall deutsch sprechen.<sup>32</sup>

Sie blickte und horchte hinein in diese tiefgründige, unbekannte, widersprüchliche Welt. Sie trat ein in eine fremde Welt. „Ein unharmonisches Chaos widriger Kontraste, ein Durcheinander ohne jede Romantik, Dreck ohne südländische Poesie, versteckter Reichtum und offene Bettelarmut. Besonders auffallend [...] die Ladenschilder [...] auf denen alle feilgehaltenen Gegenstände b i l d l i c h dargestellt sind: ein deutlicher Beweis, wie zahlreiche A n a l p h a b e t e n unter den Käufern sich befinden.“<sup>33</sup>

Welche konkreten Bekanntschaften Cornelia mit dem Ostjudentum in Wilna machte, wissen wir nicht. Den Inhalten ihrer Arbeiten nach, waren es tiefgründige und intensive und sie gingen weit über das hinaus, was von der deutschen Verwaltung in Ober Ost vermittelt wurde. Die Wilnaer Arbeitstuben, einerseits ein Ort für Ausstellungen, andererseits ein Arbeitsunternehmen mit einer polnischen, weißruthenischen, jüdischen und litauischen Abteilung<sup>34</sup>, bot, was das ostjüdische Kulturleben angeht, wenig<sup>35</sup>.

Vor den Grabsteinen inmitten eines jüdischen Friedhofes in herbstlicher Landschaft sitzt eine Frau tief in sich versunken.

Viel spricht dafür, dass es sich um den alten Judenfriedhof von Wilna handelt. Er lag unweit ihrer Arbeitstätte in Wilna-Antokol. Oft war Cornelia dort zu finden.

Herbert Eulenberg beschrieb die Stätte 1916:

*„Ganz anders [...] ist dieser fünfhundertjährige Friedhof von Wilna ein Stück Vergangenheit, das auf einer grünen Wiese der Gegenwart weidet. [...] Mitten auf einer Wiese, die ein hoher Bretterzaun umschließt. Fast alle Grabsteine sind verwittert, zerbröckelt und zerfallen. Ihre Ziegel und Klötze modern zerstreut im Grase. Ein paar Kühe grasen auf dem welligen Rasengrund neben dem Friedhof. Kampagnastimmung umweht uns. Hier und da schaut uns von den Überresten der übermoosten Grabsteine noch die krause Schrift Pa-*

*lästinas an. Mit schwarzen oder goldenen hebräischen Lettern. [...] Am ergreifendsten aber sind die vielen Gräber, die völlig versunken und von der Erde wieder verschluckt worden sind. Wie winzige Maulwurfshügel, vom Grün überwachsen, wie niedrige Wellenkämme des Todes sehen sie aus, diese zahllosen Ruhestätten längst verstorbener Kinder Israels, die statt am Jordan an der Wilna schlummern.“<sup>36</sup>*



Ohne Titel. 1917.  
Lithographie, 265 x 214 mm (479 x 315 mm)  
u. l. Widmung: für Hanns  
u. r. signiert und datiert: Eitl 17, Privatbesitz



Alter Judenfriedhof von Wilna zur Zeit des Ersten Weltkrieges

Außerhalb, in offener, weiter, hügeliger Landschaft. Wenige Bäume, verstreut einige Häuser. In der linken, oberen Bildhälfte führt eine Straße bergauf. Zwei Gestalten sind auszumachen. Spätsommer – August 1917, datiert ein anderer Druck dieser Lithografie. Erntezeit in ländlichen Gefilden. Aneinandergelehnte Heu- oder Korngarben links im Bild zeugen davon. Im Vordergrund, mittig im Bild, hockt, ganz in sich gekehrt, eine Frau. Sie blickt ins Leere. Ein Ort, an dem niemand zu ihr spricht. Die Welt liegt hinter ihr und auch die Blütezeit.

Rechts neben ihr, zwischen dem vorderen Grabstein und dem kahlen Stamm, welkt eine Raute (*Ruta graveolens*), die Nationalblume der Litauer<sup>37</sup>, auch Totenkraut oder Liebeskraut genannt.<sup>38</sup> In einem litauischen Lied<sup>39</sup> lauten die beiden letzten Strophen:

*Welkte Raute, welkte Minze,  
welkte weiße Lilie,  
welkten meine jungen Tage  
wie die grüne Raute.*

*Tot die Raute, tot die Minze,  
tot die weiße Lilie,  
tot auch meine jungen Tage,  
wie die grüne Raute.*



Im Alleinsein eingerichtet hockt sie da und hat ihre rechte Innenhand flach auf ihrem Herzen liegen. Herzensangelegenheit!  
Ihr Daumen und die übrigen Finger sind nach innen zur Handinnenfläche hin gekrümmt. Ihr deutender Zeigefinger weist auf den linken Oberarm. Dort lässt sich ein Davidstern erkennen, Symbol des Judentums.<sup>40</sup> Diesem Gegenüber auf der Manschette am rechten Unterarm trägt die Frau ein Kreuz, das Symbol des Christentums und zugleich Kennzeichen der Rotkreuz-Schwester.  
Diese Frau, demutsvoll versunken, im Alltag eingebunden in den Sanitätsdienst der Armee, der Pflege von kranken und verwundeten Soldaten, existiert, um der Öffentlichkeit zu zeigen, wo die vornehmliche Aufgabe der Christen zu suchen ist. Nicht der Gekreuzigte steht im Mittelpunkt, sondern die Juden. Denn schaut auf die! Um die geht es und niemand anderen. Sie sitzt da als bereue sie getane Fehler, um bald ein neues Leben beginnen zu wollen. Es ist der Zeigefinger einer Frau, einer deutschen Krankenschwester mit jüdischen Wurzeln, der darauf verweist, wo Hilfe nötig ist, unabhängig von nationaler und kultureller Zugehörigkeit.  
Was war ihr über ihre jüdischen Wurzeln bekannt? Was hatte sie vom Judentum in Deutschland mitbekommen? War es ihre jüdische Abstammung, das Jüdische in ihr, das Anlass gab, darauf hinzuweisen? Spiegelt sich hier erlebte innere religiöse Einheit wieder? Seht her, ich trage auch ein Stück davon in mir!  
Oder liegen die Dinge anders?



Ausschnitt

War es der unlösbare Zwiespalt, dem sie sich in Wilna ausgesetzt fühlte, nämlich die Erfahrung der Unzulänglichkeit, den dienstlichen und privaten Ansprüchen von Nächstenliebe/Barmherzigkeit nicht gerecht werden zu können? Der Lazarettendienst forderte die Krankenschwester über Gebühr. Und dazu die Konfrontation mit der unerhörten Not der Juden, im Besonderen der Kinder, eine Herausforderung, die ihr barmherziges, christliches und jüdisches Herz überforderte.

Wir wissen nicht, was Cornelia 1919 in den Tod trieb, wir kennen keinen von ihr erklärten Beweggrund. Hatte Vater Cornelius doch recht mit der späteren Zuschreibung, dass die „körperlichen und namentlich [die] seelischen Anstrengungen“<sup>41</sup> zum Selbstmord führten?

Im Februar 1919 äußerte sie ihrem Vater gegenüber: „Ich tat es vier Jahre lang, und in mir lebt nun die Erinnerung an Schuld, und die schreckt mich auch einzig von neuer Pflegearbeit zurück.“<sup>42</sup> Welche Schuld meinte sie? Schuld nicht beiden Seiten gerecht geworden zu sein?

Wie innig und rege Cornelia sich in den vorausgegangenen Jahren mit Religion auseinandersetzte, ist nicht bekannt. Selbstaussagen liegen keine vor. Überliefert ist, dass die Schülerin Cornelia „selbständig in ihrer Meinung und in ihrem Urteil“<sup>43</sup> entschieden hatte: „Ich will mir den Pfarrer, bei dem ich Konfirmandenunterricht haben will, selber aussuchen. Das war damals ein ganz ungewöhnliches Verlangen.“<sup>44</sup> Ihre Wahl fiel auf Carl Mensing „in einer entfernten Kirche [Johanniskirche in Dresden, Striessener Str.] und dieser Pfarrer galt als liberal“<sup>45</sup>.

Cornelias Malfreundinnen Lotte Wahle und Rose Scheumann waren etwa ab 1913 der Vereinigung ernster Bibelforscher, sprich den Zeugen Jehovas, zugetan und pflegten seit dem Frühjahr 1914 eine enge Freundschaft mit dem Ludwig Meidner. In seiner visionären Zeichnung mit dem religiösen Thema des Jüngstes Gerichts, nämlich in den *Apokalyptischen Landschaften*, existiert das Blatt *Apokalyptische Vision (mit Bildnis Lotte Wahle im Zentrum)*, Frühjahr 1914. Rose Scheumann hielt er – in Anspielung auf deren Verbindung zu den ernsten Bibelforschern, in seinem Werk *Die Sektierer* fest.

Man kann behaupten, dass die Malerfreundinnen wie auch Meidner auf der Suche nach ihrer religiösen Identität waren und gleichzeitig nach innerer Einheit strebten. Ob und inwieweit dies auch für Cornelia galt, bleibt offen.

Vater Cornelius sah sich als „Mitglied einer verjudeten Familie“<sup>46</sup>. Daraus lässt sich eine Distanz zum Judentum lesen. Mit seiner Äußerung im Jahre 1935: „Dass ich der Sohn einer Jüdin bin, ist nur halb wahr, denn sie [Mutter] wurde im Hause unseres Vaters als treue Frau nicht nur im Glauben, sondern in der ganzen Lebenskraft deutsch und mithin Christin“<sup>47</sup>, positionierte er sich unmissverständlich. Das Jüdische in sich wies er seinerzeit ab. Für Vater Cornelius gab es kein Deutschsein ohne christlichen Glauben. „Deutsch sein, heißt Christ sein“<sup>48</sup> und „Aufgabe der christlichen ‚Missionen‘ ist es, viele zum Glauben Christi zu führen“<sup>49</sup>. Eine Haltung, die in den Köpfen vieler Deutscher vor dem Ersten Weltkrieg verankert war und erklärt, warum „der Erste Weltkrieg vom weitaus größten Teil der Juden in Deutschland [...] als Chance begrüßt wurde, sich als gute Patrioten zu erweisen.“<sup>50</sup>

Vater Cornelius betonte die Vorrangstellung der christlichen Religion. Diese Meinung vertrat auch Mutter Marie. Das Christentum war auch für sie die Höchste der Religionen. Gleichwohl im Hause Gurlitt Religion kein Thema zwischen Eltern und Kindern war, war diese sehr wohl eine für Mutter Marie. Ließ sie doch 1922 Wilibald wissen: Wie glücklich würde ich sein, wenn er [Hildebrand] sich um Religion kümmern würde und nicht nur als Wissenschaft“<sup>51</sup>.

Im Oktober 1915 hatte Cornelius in seinem Beitrag „Liebe oder Haß“? in der Zeitschrift Das Wachtfeuer, Künstlerblätter zum Krieg, seine Position als Christ und die Vorrangstellung christlicher Nächstenliebe, der Steigerung zur Feindesliebe wie sie aus dem Neuen Testament, hergeleitet wird, zum Ausdruck gebracht. Christliche Nächstenliebe findet ihren Niederschlag im Sozialverhalten, nämlich der Sittlichkeit, der Moralität und der Humanität.

*„Liebe deinen Feind! Und die Germanen lehrten die Welt der Ritterlichkeit, das heißt den Gedanken: Achte deinen Feind!*

*Das sind zwei Merkmale höherer Gesittung, die das deutsche Volk und das deutsche Heer nie vergessen werden. [...]*

*Wir bekämpfen den Gegner mit allen erlaubten Mitteln, wir suchen seine Heeresmacht mit Hinopferung unserer besten Söhne zu vernichten, aber wir ermüden nicht darin, dem Besiegten die Menschlichkeit entgegen zutragen, die uns Liebe und Achtung auch gegen den Feind lehren.“<sup>52</sup>*

Marie Gurlitt teilte diese Haltung und hegte zugleich Aversionen gegen die Juden. Für sie stellten im Besonderen die Lebensweise und Kultur der Ostjuden ein Problem dar. „Wilna war Pestbeule“<sup>53</sup>, die Juden schwach, unordentlich, unsauber, kränklich, „Juden in dem ungünstigsten Sinn, die auch Christen sein können“<sup>54</sup>, also deutsch sein könnten, wenn sie denn deren Kultur annähmen und sich assimilierten. Vielfach benutzte sie Zuschreibungen, die auf Unkultur, Degeneration, mangelnde Moralität und Pathologie hinweisen.

Die deutsche Verwaltung in Ober Ost tat „einiges, um die Juden [...] auf ihre Seite zu ziehen. So [wurden] die russischen Judengesetze aufgehoben und die Juden als eigene Nationalität behandelt, Autonomie aber [wurde] ihnen nicht gewährt. [...] Einige prominente deutsche Juden [Hermann Struck u. a.] wurden als Vermittler zur örtlichen jüdischen Bevölkerung ernannt. Für die deutschen Juden war dies übrigens die erste Begegnung mit den *Ostjuden*<sup>55</sup>, mit denen sie sich alles andere als verwandt fühlten“<sup>56</sup>. Daneben wurde wie Oskar Wöhrle schrieb in Wilna in Vorträgen, die von der deutschen Verwaltung arrangiert waren, über die Gefahren des Ostjudentums informiert. „Diese Juden, diese östlichen, diese verdammten! Die Grenzen des Deutschen Reiches muß man vor ihnen schließen, damit sie das herrliche Vaterland nicht verseuchen mit ihrem niedrigen Krämergeist, ihrem elenden“<sup>57</sup>. Die Periode der Besetzung durch die Deutschen war, trotz aller Bemühungen für die Juden, geprägt von großer materieller Not.

„Wenn verallgemeinernd von dem bedenklichen Zustand der Moral und Sitten in der Ostjudenheit gesprochen wurde, war zumeist das Problem der Sexualmoral und Prostitution gemeint. Die massenhafte Prostitution wird aber auf Kriegsnot und Massenelend zurück[geführt] zu einem Phänomen der [...] Großstädte wie Warschau, Lodz oder Wilna [erklärt], in denen es ein jüdisches Lumpenproletariat und dementsprechend auch jüdische Prostitution gebe.“<sup>58</sup>

Cornelia und Hildebrand teilten diese Sicht nicht. „Was ist das Christentum anders als ein Spottbild, was ist Philosophie anders als Geschwätz, wenn alle Welt sie im Munde hat und dabei einander umbringt.“<sup>59</sup>

Der jüdische Geist kommt in Cornelias Studienblatt „Rachmonis“, d. h. Barmherzigkeit, Compassion, sich um das Leiden und Schicksal der Unschuldigen zu kümmern, zur Geltung. In Wilna erlebte sie das Elend und die Not der jüdischen Bevölkerung. Die von tiefer Religiosität und Frömmigkeit geprägten Ostjuden hinterließen bei ihr einen nachhaltigen Eindruck.

„Wahrscheinlich werden jetzt öfters Menschen bei mir ein und aus gehen - vor allem viel Juden, deren Religion mich ungeheuer interessiert - bei deren Kennenlernen mich aber oft eine plötzliche Erkenntnis der lebenswerten Schönheit des neuen Testaments überfällt“<sup>60</sup>, ließ sich im Mai 1917 Bruder Wilibald wissen.

*Hot Rachmones*<sup>61</sup>

*Shtromen blut un tachyn trern  
Zidn, flisn tif un breyt . . .  
Undzer alter groyser umglik  
Hot zayn hant oyf undz farspreyt.*

*Hert ir dort vi muters klogn,  
Un fun kinder dos geshrey?  
toyte lign oyf di gasn,  
Kranke faln nebn zey. . . .*

*Brider, shvester, hot rachmones!  
Groys un shreklich iz di noyt.  
Git: di toyte oyf tachrichim,  
Git: di lebedige broyt!*

Strömendes Blut und Flüsse von Tränen  
brodeln, fließen tief und weit . . .  
Unser altes großes Unglück  
hat seine Hand über uns gelegt.

Hört ihr dort wie Mütter klagen,  
und von den Kindern das Geschrei?  
Tote liegen auf der Gasse.  
Kranke fallen neben sie . . .

Brüder, Schwestern, habt Erbarmen!  
Groß und schrecklich ist unsere Not.  
Legt; die Toten auf Totentücher,  
Gebt; den Lebendigen Brot.

Blicken wir auf das Studienblatt Rachmonis, sehen wir offene Hände. Hände, die Barmherzigkeit, Gerechtigkeit erhoffen. Gesichter, mit geschlossenen Mündern, und hoffnungsvollen Augen, die den Blick aufnehmen. Rechts unten im Bild die Silhouette einer Frau. In der rechten Hand trägt sie eine „geschnittene Rose, [...] Symbol für den Tod zur Unzeit Verstorbener, aber auch als Verheißung, die nicht in Erfüllung ging“<sup>62</sup>. In der linken hält sie ein sogenannte „Verba“<sup>63</sup>, das sind geschmückte Weidenruten, die vor Unheil schützen.



Rachmonis. Studienblatt  
 Feder in schwarz, 337 x 253 mm  
 Privatbesitz

Richten wir den Blick auf eine andere Lithografie ganz jüdischen Inhalts. In den Blickpunkt rückt Cornelia eine Frau, die fast die Hälfte der rechten Bildhälfte einnimmt. Diese Frau steht ganz und gar mit Mutter Erde verbunden. Bodenhaftung. Von der Erdkraft gehalten, steht ihr Körper gerade wie ein Baum und trägt den Kopf mit Blick gen Osten gerichtet. Der Kopf lehnt auf der rechten Schulter. Ihr Gesicht ist dem Betrachter zugewandt. Ihre Augen scheinen geschlossen. Die rechte Hand liegt auf ihrem Oberkörper, die linke ist über den Kopf hinaus zu Himmel gestreckt. So als suche sie den Kontakt mit Gott.

Ein Friedhof. Oben rechts ist ein Gehöft zu sehen. Die außerörtliche Lage und die Einfriedung des Friedhofes, die die Toten von den Lebenden trennt, als auch die einheitliche Form und Gestalt der Grabsteine sprechen für einen jüdischen Friedhof. Die Grabsteine verweisen zugleich darauf, dass es sich nicht um einen Soldatenfriedhof handelt. Auch in den von Deutschen besetzten Gebieten waren christlicher Tradition entsprechend Kreuze als Bestattungssymbol vorgeschrieben. Das galt ebenso für die Gräber von gefallenem Juden, die in der deutschen Armee kämpften.

Oben links sehen wir einen überdachten Eingang, vielleicht ist es ein Waschhaus. Unten links schreitet ein jüdischer Totengräber mit einem Spaten in der Hand ins Bild. Noch steht er vor der Einfriedung. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er Chasside: schwarzer Kaftan, Hut, Bart, sprechen dafür. Auf Höhe seines Kopfes entdecken wir auf der Mauer eine schwarze Katze. Sie, Symbol für das Rätselhafte, bewegt sich von links nach rechts. Wie der Volksglaube uns sagt, bringt die Katze Unglück. Wie der Totengräber uns verrät, wird bald wieder ein Opfer zu beklagen sein. Wer? Das bleibt offen. Für Cornelia unschuldige Juden, insbesondere Kinder.



Ohne Titel. Lithografie. 210 x 165 (480 x 315 mm)  
 Handschriftl.: Handdruck II  
 u. l.: Widmung für Hanns  
 u. r.: Eitl. 17  
 Vilna Gaon State Jewish Museum

## Literatur

- 1 Desanka Schara in: Luftmenschen – Ein Leben in Armut. S. 154f in Heiko Haumann (Hrsg.): Luftmenschen und rebellische Töchter. Zum Wandel ostjüdischer Lebenswelten im 19. Jahrhundert. Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien, 2003
- 2 Hans Peter Althaus: Chupze, Schmus & Tacheles. Jüdische Wortgeschichten. C. H. Beck Verlag, München S. 65 H.P. Altmann verweist auf Werner Weinberg: Die Reste des Jüdischdeutschen. Stuttgart, 1969. 2. erw. Aufl. 1973, S. 91
- 3 Stefan Schreiner: Das Erbe der Litwaks S. 297 in J. Cornelis de Vos, Folker Siegert (Hg.) Interesse am Judentum, LIT Verlag Dr. W. Hopf Berlin 2008  
Der intellektualistische Chassidismus zeichnete sich „durch traditioneller Lebensführung und Gefolgschaft gegenüber dem „Rebe“, und auf der anderen Seite durch Aufgeschlossenheit gegenüber der Moderne und Nutzung ihrer wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten“ aus. Ebd.
- 4 Susanne Talabardon: Chassidismus, Mohr Siebeck Tübingen, 2016, S. 117
- 5 Lara Lempert: Übersetzung aus der und in die jüdische Kultur. Die Rolle von Übersetzungen in der Entstehung der jüdischen kulturellen Identität im Vilnius des 19. und 20. Jahrhunderts, S. 34 in Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps: Vilne, Wilna, Wilno, Vilnius, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 2017, S. 32-39
- 6 Talabardon, 2016, S.127
- 7 Emanuelis Zingeris: Liebe Leserinnen und Leser, S. 9 in Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps: Vilne, Wilna, Wilno, Vilnius, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 2017. S. 9-11
- 8 Martin Buber: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten. Bd.1: 1897-1918. Verlag Lambert Schneider Heidelberg 1972, S. 534  
Hermann Cohen schwärmte 1914 hinsichtlich der Ostjuden von „deren Ursprünglichkeit und Urwüchsigkeit ein jeder ehren und lieben muss, dem der Sinn für edle Natürlichkeit nicht abgestumpft ist.“ Hermann Cohen: Der polnische Jude, in: Der Jude, Jg. 4, Heft 7, 1919, S. 305 zitiert nach Margret Heitmann: Arnold Zweigs Blick auf Wilna, S. 60 in Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps: Vilne, Wilna, Wilno, Vilnius, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 2017
- 9 Elke-Vera Kotowski/Julius H. Schoeps: Vorwort, S. 14 in Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps: Vilne, Wilna, Wilno, Vilnius, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 2017. S. 9-11
- 10 Kriegszeit – Künstlerflugblätter, herausgegeben von Paul Cassirer und Alfred Gold, Verlag P. Cassirer, Berlin, Nr. 21, S. 1, 6. Januar 1915
- 11 Wachtfeuer, Künstlerblätter zum Krieg, später Wachtfeuer – Deutsche Künstlerblätter, herausgegeben vom Wirtschaftlicher Verband Bildender Künstler Berlin, Zirkelverlag Berlin, Jg. 1914/15, Nr. 58 Unseren deutschen Frauen.  
Cornelius Gurlitt war wohl sehr rege für den Zirkel Verlag tätig. Im Februar 1919 schrieb Cornelia: „[...] ließ mir von Dorn 100 mark geben, bitte schickt mir am nächsten 1. weniger, ich weiß, dass es Vater lieb ist, wenn ich mir Geld vom Zirkel [Verlag] auszahlen lasse.“
- 12 Ebd. Nr. 201, 1918
- 13 Selina Wernstedt: Kunstartikel für den intellektuellen Genießer vs. illustrierte Heftchen für den einfachen Bürger. In Stephan Brakensiek (Hrsg.): Kriegszeit. Künstlerflugblätter. Kunst im Dienst von Krieg und Propaganda 1914-1916, Universität Trier, 2014, S. 91
- 14 Oskar Wöhrle in Claden, Morand; Reinacher, Eduard, Wöhrle Oskar: Das Dreieisässer-Buch. Röhrig Universitätsverlag St. Ingbert 2007, S. 115. Siehe auch ebd. S. 113 *Der Unterschied*.
- 15 Hendrick Stahr: Liebesgaben für den Ernstfall – Das Rote Kreuz in Deutschland zu Beginn des Ersten Weltkrieges, in: Berliner Geschichtswerkstatt 1989, S. 83
- 16 Oskar Wöhrle: Leben in Claden, Morand; Reinacher, Eduard, Wöhrle Oskar: Das Dreieisässer-Buch. Röhrig Universitätsverlag St. Ingbert 2007, S. 241
- 17 Ebd.
- 18 Wilhelm Klemm: Gloria! Kriegsgedichte aus dem Feld, Albert Langen Verlag München, 1915, S. 38
- 19 Lena Kräuter: Von grimmiger Begeisterung zur müden Flucht, in: Stephan Brakensiek, 2014, S. 61
- 20 Hannah Völker: Unsichtbar hinter dem Vorhang des Welttheaters. Das Heer hinter dem Heer: Frauen in der Kriegszeit in Stephan Brakensiek (Hrsg.), 2014, S. 194
- 21 zitiert nach Frentz, Hans: Über den Zeiten. Künstler im Krieg. Urban, Freiburg, 1931, S. 69
- 22 Brief 125/020 Cornelia an Wilibald vom 7.5. 1917
- 23 Brief 125/018 Cornelia an Wilibald 1917
- 24 Ebd.

- 25** In der Münchener Liste der Sammlung Cornelius Gurlitt existiert unter Nr. 24 26/020 ein Aquarell bezeichnet: gelb gekleidete Frau, Straße.  
Seit dem Mittelalter war Jüdinnen und Juden das Tragen einer gelben Kopfbedeckung zur Unterscheidung von der christlichen vorgeschrieben.  
„Die Farbe Gelb, seit der römischen Kaiserzeit das Galante und die Erotik symbolisierend, erhielt durch die offizielle Ablehnung der Kirche gegenüber Körper und Eros einen abwertenden Charakter. Insbesondere Schwefelgelb wurde wörtlich verteufelt.“ Barbara Rösch: Der Judenweg, Vandenhoeck & Rupprecht, Göttingen 2011, S. 268
- 26** Wöhrle Oskar in Claden, Morand; Reinacher, Eduard, Wöhrle Oskar: Das Dreieisässer-Buch. Röhrig Universitätsverlag St. Ingbert 2007, S. 248
- 27** Frentz, Hans: Über den Zeiten. Künstler im Krieg. Urban, Freiburg, 1931, S. 150
- 28** Erich Kuttner: Von dort marschierten sie . . . Landgraf, Chemnitz 1916, S. 9
- 29** Brief 125/018 Cornelia an Wilibald 1917
- 30** Dies alles, Fluch und Lästerung und Sünden, Verzückungsschrei, Gebet und Todesschmerz, Ist Wiederhall aus tausend dunklen Gründen, Berauschend Gift für unser sterblich Herz.
- 31** Brief 126/055 Hildebrand an Wilibald 20.9.1918  
„Ich bin bewusst aphilospphis“, schrieb Cornelius 1922 an Sohn Wilibald. Brief 033/043 14.5.1922  
Aus den vorhandenen Dokumenten lässt sich schließen, dass in der Familiensprache der Gurlitts keinerlei Ausdrücke oder Vokabeln jüdischer Herkunft Niederschlag fanden.
- 32** Siehe Erich Kuttner: Von dort marschierten sie . . . Landgraf, Chemnitz 1916, S. 20 „Juden, die hier überall deutsch sprechen“.  
„Für die Maskilim [jüdische Aufklärer] aus Vilnius [...] blieb die deutsche Sprache sicherlich von großer Bedeutung.“ Lara Lempert: Übersetzung aus der und in die jüdische Kultur. Die Rolle von Übersetzungen in der Entstehung der jüdischen kulturellen Identität im Vilnius des 19. und 20. Jahrhunderts, S. 33 in Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps: Vilne, Wilna, Wilno, Vilnius, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 2017, S. 32-39
- 33** Erich Kuttner: Von dort marschierten sie . . . Landgraf, Chemnitz 1916, S. 58. Eindruck von Kowno.
- 34** Ernst Besser: Unsere Plakatkünstler im Felde, Berlin S. 108, in Das Plakat: Zeitschrift des Vereins der Plakatsfreunde e.V., März 1, 1917 S. 104-117
- 35** L. Bergsträsser: Die Ausstellung Wilnaer Arbeitsstuben. Jüdische Volkszeitung Nr. 30 vom 28.7. 1916
- 36** Herbert Eulenberg in Skizzen aus Litauen, Weissrussland und Kurland, Berlin, erschienen im Verlag Georg Stilke mit Lithographien von Hermann Struck, 1916
- 37** Seskauskaite, Daiva und Gliva, Bernd: Rutà, die Nationalblume der Litauer. Zur Kulturgeschichte der Weinraute (*Ruta graveolens* L.) und zur Etymologie von litauisch rutà und deutsch Raute. Anthropos, und Brautwerbung.“ S. 457 „[...] im Kontext der Hochzeitsbräuche als Keuschheitssymbol [...]“. S. 465.
- 38** Egger, Sabine: Dialog mit dem Fremden. Erinnerung an den „europäischen Osten“ in der Lyrik Johannes Bobrowskis. Königshausen & Neumann, Würzburg 2009, S. 365
- 39** Claden, Morand; Reinacher, Eduard, Wöhrle Oskar: Das Drei-Elsässer-Buch. Röhrig Universitätsverlag St. Ingbert 2007, S. 260. Oskar Wöhrle war von 1916-1918 Kanonier an der Ostfront und arbeitete an der 10. Armeezeitung mit. Ebd. S. 300 bzw. Fechter, Paul: Menschen und Zeiten. Bertelsmann Verlag, 1949, S. 162
- 40** „an den von jüdischen Wohltätigkeitsvereinen organisierten „Blumentagen“ [wurden] Blumen und blau-weiße Abzeichen mit Davidsstern zum Kauf angeboten.“ Margret Heitmann: Arnold Zweigs Blick auf Wilna, S. 59 in Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps: Vilne, Wilna, Wilno, Vilnius, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 2017
- 41** Cornelius Gurlitt in Johannes Jahn (Hrsg.): Die Kunstwissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Felix Meiner, Leipzig 1924, S. 30
- 42** Brief 053/001 Cornelia an Cornelius 01. und 09.02. 1919
- 43** Helene Franz, Erinnerungen an Cornelia, 1970, S. 3, Maschinengeschriebenes Privatdokument
- 44** Ebd.
- 45** Ebd. S. 4. Cornelia entschied sich für den evangelischen Theologen Carl Richard Mensing (1863-1953) seinerzeit dritter Diakon, „dritter Geistlicher“ (Franz, S. 4) an der Johanneskirche in Dresden, Striesener Str.. 1945 zerstört. Mensing war führend tätig in der männlichen Jugendarbeit, fortschrittlich, liberal. (vgl. Rudolf Bultmann, Friedrich Gogarten. Briefwechsel 1921-1967 hrsg. von H.G. Göckeritz, Mohr Siebeck Verlag Tübingen 2002, S. 41. „Pastor Carl Mensing war ein charismatisch begabter Redner und Pädagoge“. In: Michel Grunewald, Uwe Puschner (Hrsg.): Das evangelische Intellektuellenmilieu in Deutschland und seine Netzwerke, Peter Lang Verlag Bern 2008, A. 353
- 46** Brief 026/020 Cornelius an Else 1933
- 47** Brief 125/020 Cornelia an Wilibald 7.5.1917
- 48** Brief 026/032 Cornelius an Else Gurlitt 1935 „Dass ich der Sohn einer Jüdin bin, ist nur halb wahr,



denn sie wurde im Hause unseres Vaters als treue Frau nicht nur im Glauben, sondern in der ganzen Lebenskraft deutsch und mithin Christin.“

- 49** Brief 026/028 Cornelius an Else Gurlitt 11.9. 1934
- 50** Achim Jaeger, Wilhelm Terlau, Beate Wunsch: Positionierung und Selbstbehauptung. Debatten über den Ersten Zionistenkongreß, die ›Ostjudenfrage‹ und den Ersten Weltkrieg in der deutsch-jüdischen Presse (Condition Judaica, Band 45), Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte Ed. Hans Otto Horch, Max Niemeyer Verlag Tübingen 2003, S. 108
- 51** Brief 224/141 Marie an Wilibald 16.1.1922
- 21** Cornelius Gurlitt, Liebe oder Haß? in Das Wachtfeuer, Künstlerblätter zum Krieg herausgegeben vom Wirtschaftl. Verband bildender Künstler Berlin im Zirkel Verlag in Berlin. Nr. 53, Oktober 1915, S. 3  
Zu den Mitarbeitern der Zeitschrift zählten u. a. Magnus Zeller, Hermann Struck
- 53** Brief 224/369 Marie an Wilibald
- 54** Ebd. Siehe auch Brief 224/293 Marie an Wilibald 1920/21
- 55** Wenn von Ostjuden gesprochen wird, so ist zu berücksichtigen, dass diese „alles andere als eine einheitliche Gemeinschaft, „einheitlich nur in ihrer Verschiedenheit“ wie Heschel meinte“. A.J. Heschel, die Erde ist des Herrn ... Die innere Welt des Juden in Osteuropa, Neukirchen-Vlyn, 1985, 17f in Stefan Schreiner: Das Erbe der Litwaks S. 287 in J. Cornelis de Vos, Folker Siegert (Hg.) Interesse am Judentum, LIT Verlag Dr. W. Hopf Berlin 2008
- 56** Stefan Schreiner: Das Erbe der Litwaks S. 316 in J. Cornelis de Vos, Folker Siegert (Hg.) Interesse am Judentum, LIT Verlag Dr. W. Hopf Berlin 2008
- 57** Oskar Wöhrle: Ponfick in Claden, Morand; Reinacher, Eduard, Wöhrle Oskar: Das Dreiecksässer-Buch. RöhrigUniversitätsverlag St. Ingbert 2007, S. 307
- 58** Achim Jaeger, Wilhelm Terlau, Beate Wunsch, 2003, S. 102
- 59** Brief 126/046 Hildebrand an Wilibald 3.12.1917
- 60** Brief 026/032 Cornelius Gurlitt an Else Gurlitt 1935
- 61** In Ruth Rubbin: Voices of a People: The Story of Yiddish Folksong, University of Illinois Press, Urbana and Chicago, 2000, S. 228/9
- 62** Claudia Theune, Tina Walzer (Hrsg.) Jüdische Friedhöfe, Böhlau 2001, S. 141
- 63** Noch heutiger Brauch zu Palmsonntag in Litauen. „Ein aus Weide, Myrthe und Palme gebundener Strauß, ein Feststrauß, [...] Aber vor allem,... Ein Gegenstand ritueller Fürsorge und Ängste, der im Gebete an gewissen Stellen geschüttelt wird, umhergetragen und mit Segenssprüchen gebraucht.“ Arnold Zweig, Hermann Struck: Das ostjüdische Antlitz, Welt-Verlag Berlin, 1922 S. 59, Abb. S. 60

© Hubert Portz  
Hauptstr. 141  
76879 Hochstadt  
www.kunsthhaus-desiree.de